



Dieter David Scholz

„Gott, wenn ich nur recht viel Champagner habe“

Richard Wagner: Bonvivant, Gourmet, Pumpgenie und Trinker

Königshausen & Neumann

Dieter David Scholz

—

„Gott, wenn ich nur recht viel
Champagner habe“

Dieter David Scholz (*1956), Dr. phil., Journalist und Kritiker in Online- sowie Printmedien und im ARD-Hörfunk in Sachen Musik, Musiktheater & mehr. Buchpublikationen zu Richard Wagner und zu seinem Antisemitismus, zu Jacques Offenbach, zur Geschichte der Bayreuther Festspiele und zu Sängern und Dirigenten.

Dieter David Scholz

„Gott, wenn ich nur recht viel Champagner habe“

Richard Wagner: Bonvivant, Gourmet,
Pumpgenie und Trinker

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2024

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Umschlagabbildung: Richard Wagner, einen Toast auf die Premiere seiner Oper „Das Rheingold“ am 13. August 1873 ausbringend, umgeben von seinen Unterstützern.

Sekterwerbung für Söhnlein „Rheingold“; © Alamy

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-8669-4

eISBN 978-3-8260-8670-0

www.koenigshausen-neumann.de

www.ebook.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	7
Luxus als Über-Lebens-Mittel.....	11
An der „Bier-Sinnlichkeit“ gehen „die Deutschen zu Grunde“	23
„Gesund ist man erst, wenn man Wein trinken kann“	33
„Gott, wenn ich nur recht viel Champagner habe“	45
Austern und Schweizerkäse: der Gourmet Wagner.....	53
Ein „Lump“ in Seide – Wagners Textilfetischismus.....	63
Wagner und das Geld – ein „Pumpgenie“	71
Geben und Nehmen oder Liszt und Wagner	87
Mäzenatentum als Missverständnis: Wagner und Ludwig II.	111
„Wanderer nennt mich die Welt“	127
Das Land, in dem die Zitronen blüh’n. Wagners Italien.....	135
Hier, wo mein Wähnen Frieden fand: „Wahnfried“ in Bayreuth	151
Szenen einer Ehe: Cosima, „Liebe“ und Antisemitismus	161
Charakter eines Lebenskünstlers.....	187
Die Kehrseite des Bonvivants – Wagners Krankheiten	203
Kaufkraft der Währungen	215
Siglen	217
Bibliographie.....	219
Register	227

Einleitung

Von dem großen Küchen-Philosophen Anthelme Brillat-Savarin stammt die Äußerung „Sage mir, was Du isst, und ich sage Dir, was Du bist.“¹ Daher ist es legitim, nach Richard Wagners kulinarischen Vorlieben zu fragen. Eine Frage, die allerdings selten je gestellt wurde.

Um es gleich zu sagen: Die Worte des Gurnemanz in Wagners Bühnenweihfestspiel „Parsifal“ „gemeine Atzung muss uns nähren“² (Jägersprache: Atzung = Futter, Nahrung) war Wagners Motto nicht. Er verlangte nach kulinarischem Luxus. Sein „egomanischer Narzissmus“ war schuld daran, so meint die Zeitung Freitag.de:

Er selbst konnte ohne Luxus nicht leben und verbrauchte Mittel, die meilenweit über das hinausgingen, was er sich leisten konnte. Als sich mit der Patronage von Ludwig II. eine reaktionär feudalistische und ideologisch diametrale Lösung zu seinem Problem auf tat, nahm er sie an ohne auch nur eine Sekunde zu zögern.³

Für Moral- sowie Reinheitsapostel und Humanisten – so Reinhard Baumgart – sieht Wagner wie ein schmutziges Tier aus:

Schmutz und lästiger Luxus wird dann gerade das Beste an ihm, das Provokanteste, seine Widersprüche, sein Zwiesegicht, dieses Reinheitswahnwerk aus „schuldbefleckten Händen.“⁴

Wagner bedurfte der Ersatzbefriedigungen, die ihm der Luxus bot. An Ernst Benedikt Kietz schrieb Wagner am 2. April 1853:

Mir geht so furchtbar viel für mein normales Lebensbedürfnis ab, dass ich mich leidenschaftlich immer zu künstlichem Ersatz gedrängt fühle.⁵

Leben und Luxus, Existenz und Künstlertum markieren seine Doppelnatur. Ambivalenzen bestimmten sein Denken und Handeln:

Ihn erkennen heißt, die Ambivalenzen bestimmen und entziffern, nicht, dort Eindeutigkeit herstellen, wo die Sache zunächst sie verweigert⁶

so mahnte schon Theodor W. Adorno. „Komfort und Krise“⁷ war ein Leitmotiv in Wagners Leben, vielleicht sogar der rote Faden. Komfort war die Voraussetzung seiner Kunst, die sich aus dem Gegensatz von Lust und Frust speiste. In seiner Autobiographie „Mein Leben“ hat er es beschrieben, „mit einer gewissen Koketterie, augenzwinkernd und selbstironisch.“⁸

Zum Komfort bzw. Luxus gehörten bei Wagner nicht nur Bier, Wein, Champagner und Punsch, Austern, Fisch, Käse, Wildbret, Zigarren und

Schnupftabak, sondern auch feinste Textilien, ein besonders schamloses Verhältnis zu fremdem Geld und zu Mäzenen, Leidenschaft fürs Glücksspiel, exklusive Reisen nach Italien, wie überhaupt ständiges Reisen quer durch Europa, die Errichtung einer großbürgerlichen Villa als Wohnsitz und „Firmenzentrale“ und eine repräsentative wie liebende Ehefrau, die ihre Aufgabe als Sekretärin, Muse und Geliebte hatte. Wagner war nicht nur ein enorm kreativer Künstler, er war auch ein gerissener wie leichtsinniger „Lebenskünstler“ – von einzigartigem, nicht unbedingt sympathischem Charakter.

Und doch:

Der Nimbus des rebellischen Genies machte Wagner zur gesellschaftlichen Attraktion. Honoratioren rissen sich um seine Freundschaft, die ersten Familien fühlten sich geehrt, wenn er ihre Einladungen annahm. Und Richard Wagner liebte es, in den Salons der Highsociety zu verkehren, wo er, bestaunt wie ein Fabelwesen, von Bewunderern und Gegnern gleichermaßen umringt, stundenlang über seine Werke und Ideen monologisierte, sächselnd, hastig und leise, als rede er mit sich selbst. Seine Worte wirbelten wie ein Schneegestöber, erinnerte sich der Maler Friedrich Pecht. Wagner war auffallend klein, schwächling, mit mächtigem Kopf, Adlernase und weit vorspringendem Kinn. In seiner Mimik mischten sich, wie der Politiker Emile Ollivier schrieb, die Physiognomien von „Troubadour, Poet, Prophet und Possenreißer“. Er kam daher, als sei er einem Gemälde der Dürer-Zeit entsprungen: Stiefeletten aus feinem Ziegenleder, Beinkleider und Gehrock aus Samt und Atlas, in vielen Farben changierend, Hemden aus gerüschter Seide, die berühmte Samtmütze auf dem Kopf, häufig umhüllt von einem pelzverbrämten Radmantel, der seinen Namen dem radförmigen Schnitt verdankt und sich beim Anziehen oder Ablegen nach Mantel-und-Degen-Manier um die Schultern wirbeln lässt.⁹

Wagner war gewiss eine eindrucksvoll groteske Erscheinung und er war ein großer Verschwender. Er brauchte Geld, viel Geld. Wenn er Geld in der Tasche hatte, war es geliehen und schnell ausgegeben und er verlangte von der Welt noch mehr Geld.

An Schwester Cäcilie Avenarius schrieb Wagner am 11. September 1842:

Oft konnte ich mit wahrem Gebrüll die Zeit herbeiwünschen, in der wir endlich einmal aufhören sollen, Bettler in anständigen Kleidern zu sein: glücklich, wer die Lumpen auf dem Leibe zur Schau tragen darf!¹⁰

Weder im 500 Seiten starken Wagner-Handbuch¹¹, noch im nahezu tausendseitigen Wagnerlexikon¹² ist auch nur ein Eintrag zu den angesprochenen Themen verzeichnet. Das ist bezeichnend. Die Wagnerliteratur hält sich auch zurück. Es ist beschämend angesichts der Wichtigkeit der

luxuriösen Lebensführung, des Essens, noch mehr des Trinkens für Richard Wagner, auch wenn er es mit seinem Schwiegervater (er war der Vater Cosimas, der zweiten Ehefrau Wagners, er heiratete sie am 25. August 1870 in Luzern), Freund und Mäzen Franz Liszt nicht aufnehmen konnte.

Bis zum Mittagessen trank Franz Liszt nur wenig, dann aber kontinuierlich bis in den Abend hinein. In seinen letzten Lebensjahren kam er bis auf ein bis zwei Flaschen Cognac sowie zwei bis drei Flaschen Wein – täglich, täglich.¹³

Von Absinth, Champagner, Likören und sonstigen Spirituosen ganz zu schweigen. Dennoch, man darf wohl auch Wagner zu den Trinkern rechnen.

Wagner ist im Gegensatz zu Liszt (der relativ bescheiden war) – die Sehnsucht nach (kulinarischem) Luxus regelrecht in die Wiege gelegt worden, vielleicht gerade wegen seines sozialen und künstlerischen Minderwertigkeitsgefühls und trotz seines übersteigerten Selbstwertgefühls.

Sein Luxusbedürfnis war nicht bezahlbar, sein Geschäftssinn unterentwickelt, sein Talent als Pumpgenie imponierend – und das brachte ihn permanent in die Bredouille. Er musste immer wieder vor seinen Gläubigern flüchten¹⁴.

Fluchtbewegungen, Reisen, Luxus, Eros, Geld und Musik waren die Eckpfeiler seines Lebens. In einem Brief an Franz Liszt, geschrieben im Schweizer Exil, am 15. Januar 1854, hat er es bekannt. Sein Wesen, so Wagner in der ihm eigenen Umständlichkeit:

habe sich nur erhalten durch das Gleichgewicht zweier in mir streitenden Elemente des Verlangens, von denen ich das eine durch meine Kunst zu stillen suchte, während ich dem anderen periodenweise durch brünstige, phantastische Ausschweifungen Luft machte.¹⁵

Das meinte Essen, Trinken und mehr. Das gilt es, einmal darzustellen, denn in kaum einem anderen Bereich seines Lebens herrschen derart viele Vorurteile, Missverständnisse und Wissenslücken, wie in dem seines genießerischen, luxuriösen Lebens. Kaum je wurde darüber ernsthaft geschrieben, und wenn, dann meist pauschal, undifferenziert, oft abfällig, ohne Kenntnis von Wagners faktischem Lebensstil und seinen vielen eindeutigen Bekenntnissen.

Mir scheint es reizvoll und lohnenswert, diese Fährte aufzunehmen und einmal alle verfügbaren Quellen, Briefe, Urteile von Zeitgenossen, insbesondere die aufschlussreichen Tagebücher seiner zweiten Ehefrau Cosima daraufhin auszuwerten.

Neben vielen neuen Quellen- und Literaturstudien greife ich natürlich zurück auf einige meiner bisherigen Wagnerstudien.

Dank für Ermunterung, Unterstützung und Korrektur an Sven Jörg Tietz, Matthias Attig und Alexander Hauer. Besonderen Dank schulde ich Angelika Arnold, der geduldigen Setzerin, die meinen Text in Form brachte.

Alle historischen Texte sind der heutigen Orthografie angepasst.

Anmerkungen

- ¹ Jean Anthelme Brillat-Savarin: Physiologie des Geschmacks. Leipzig, 1983, S. 23.
- ² SuD Bd. 10, S. 368.
- ³ Das heilige Monster. Von Thomas.W70@web.de in: Freitag.de, 22.05.2013.
- ⁴ Baumgart S. 61.
- ⁵ Wagner-SB Bd. 5, S. 244.
- ⁶ Theodor W. Adorno: Nachschrift zur Wagner-Diskussion, in: DIE ZEIT Nr. 41 v. 9. Okt. 1964, S. 22–23, zitiert nach: Dietrich Mack: Richard Wagner, Das Betroffensein der Nachwelt, Beiträge zur Wirkungsgeschichte, Königstein/ Taunus 1985, S. 11.
- ⁷ Geck, Rowohlt S. 117.
- ⁸ Walter Hansen, Richard Wagner. Eine Biographie München 2006. Zitiert nach Taschenbuchausgabe DTV 2013, S. 13.
- ⁹ Hansen, S. 10.
- ¹⁰ Wagner-SB Bd. 2, S. 158.
- ¹¹ Wagner Handbuch, hrsg. von Laurent Lütteken, Kassel 2012.
- ¹² Das Wagner Lexikon, hrsg. im Auftrag des Forschungsinstituts für Musiktheater Thurnau von Daniel Brandenburg, Rainer Franke und Anno Mungen. Laaber 2012.
- ¹³ Rainer Schmitz und Benno Ure: Tasten, Töne und Tumulte. S. 20.
- ¹⁴ Hansen S. 11.
- ¹⁵ Wagner-SB Bd. 5, S. 495.

Luxus als Über-Lebens-Mittel

Der Luxus, will sagen die Existenz als Bonvivant, Gourmet, Reisender und Trinker, Hausherr, Großbürger und „Königsfreund“ ist sicher nicht der wichtigste biographische Aspekt im Leben Wagners, aber vielleicht ein bezeichnender. Womöglich gewinnt man über das luxuriöse Lebens-, Ess- und Trinkverhalten Wagners, seine kulinarischen Vorlieben und Neigungen, sein Bedürfnis nach Schönheit, feinster Wäsche, nach Weib, Haus und Hof einen bezeichnenden Blick auf diesen widersprüchlichen, sinnlichen wie vergeistigten, bodenständigen wie abgehobenen Januskopf, der trotz der immensen Quellen und Selbstdarstellungen in Biografien, Tagebüchern sowie Berichten von Zeitgenossen, schwer zu fassen ist.

Viele, die über den kleinen Mann mit dem großen Hut und dem Schnupftuch schreiben und schrieben, gingen und gehen dem amorali-schen Egozentriker mit dem Hang zu Knittelversen, zur Bürgerlichkeit, zum Üppigen, zu Luxus, Reichtum, Samt und Seide auf den Leim. Er sagte – trotz Meisterwürde und Dürermütze – heute dies und morgen das Gegenteil. Was stimmt, was ist die „Wahrheit“. Wer ist überhaupt der „wahre“ Wagner?

Man muss nicht immer gleicher Ansichten sein wie Marcel Prawy, den begabten und durchaus sachkundigen Opernkenner und -plauderer der Wiener Staatsoper. In einem Punkte hatte er recht: „Was immer man über Wagner sagt und denkt – man entdeckt immer wieder, dass auch das Gegenteil stimmt.“¹ Was es den Wagnerbiographen nicht leicht macht.

Viele kleistern die Lücken seiner Biografie mit Spekulativem oder Romanhaftem, schlicht Erfundenem oder Phantasiertem zu, von Ideologi-schem zu schweigen. Manches wird bis heute ignoriert und ausgeklam-mert von den Wagnerbiographen.

Cosima hatte nicht unrecht, als sie notierte:

R. drückte sein Erstaunen gestern darüber aus, dass, trotzdem er so bemüht sei, die Leute immer mehr die Sachen über ihn läsen als seine eigenen.²

Wagner ist ein Musterbeispiel dafür, dass Kunst und Persönlichkeit nicht zu trennen sind. Er selbst weigerte sich, die Kluft zwischen Leben und Werk anzuerkennen. (Es ist daher fragwürdig, mit Martin Gregor Dellin zwischen Alltagswelt, Kunst und Charakter zu unterscheiden³).

Diese Meinung hat auch der Literat Julius Bab 1914 vehement vertreten. Er schreibt dies in seinen „Reden über den ‚Kampf des 19. Jahr-hunderts mit dem Geist der Romantik‘“ und trifft dabei das deutsche Ärgernis Richard Wagner an der Wurzel:

Was wäre denn das für eine Musik, die sich ihrem reinen Wesen nach abscheiden ließe von allem andern, was dieser Mann sonst gelebt, gelehrt, gedichtet hat? Es lässt sich voraussetzen und ließe sich auch beweisen, dass die Musik derselben Art und desselben Geistes ist, wie die ganze Lebenshaltung Wagners überhaupt.⁴

Auch Paul Bekker, der bedeutendste Musikkritiker und Musikschriftsteller der Weimarer Republik, bekannte in seinem Wagnerbuch von 1924:

Es wäre mir nicht möglich gewesen, etwa das Leben, die Schriften und die Werke getrennt zu betrachten, denn die menschlichen, schriftstellerischen und künstlerischen Äußerungen jeder Entwicklungsphase sind nur verschieden gestufte Kundgebungen des gleichen Ausdruckswillens und erläutern einander. Darum führt das Buch den Untertitel „Das Leben im Werke“.⁵

Klaus Umbach weist in seiner provozierenden Publikation von 1982, die einige Denkanstöße gab, auf ein Problem hin:

Dieser Wust aus ewig belehrenden, hartnäckig besserwisserischen, kindisch verbohrt und verräterisch lumpigen Bekenntnissen, Geständnissen, Dogmen, Postulaten: manchmal von echter dichterischer Qualität, viel rechthaberisches Geschwätz, nicht selten schlimme Agitation. Geht das zusammen: das musikdramatische Jahrhundert-Genie und das „charakterlose Ungeheuer“ (Biograph Robert Gutman), dieser „namenlos unbescheidene, nur von sich erfüllte, ewig monologisierende, rodomontierende, die Welt über alles belehrende Propagandist und Schauspieler seiner selbst“ (Thomas Mann, 1951)?⁶

Man kann allerdings aus Wagners Schriften allerhand über Wagner lernen! Der österreichisch-britische Komponist und Musikwissenschaftler Hans Gal war der Meinung:

Es gibt keinen größeren Unsinn, als den Künstler vom Menschen trennen zu wollen. Aber im besonderen Fall Wagner, der vielleicht einzigartig ist, sind die Manifestationen des Menschen und des Künstlers extreme Gegensätze.⁷

Richard Wagners politische Grundanschauungen, urteilt Biograph Hans Mayer, sind keineswegs als ein Nebenher gegenüber seinen großen musikdramatischen Gestaltungen zu verstehen ... „Denn er vor allem strebte in aller Bewusstheit nach der Einheit von künstlerischer Form und weltanschaulichem Gehalt“⁸.

Dennoch schreibt Friedrich Nietzsche, der wegen biografischer Resentiments vom Wagnerverehrer zum Wagnerverächter mutierte, in seiner „Genealogie der Moral“ über Wagner:

Dass ich in einem solchen Falle, der vieles Peinliche hat, meine Meinung sage – und es ist ein typischer Fall –: man tut gewiss am

besten, einen Künstler insoweit von seinem Werke zu trennen, dass man ihn selbst nicht gleich ernst nimmt wie sein Werk. Er ist zuletzt nur die Vorausbedingung seines Werks, der Mutterschoß, der Boden, unter Umständen der Dünger und Mist, auf dem, aus dem es wächst – und somit, in den meisten Fällen, etwas, das man vergessen muss, wenn man sich des Werks selbst erfreuen will.⁹

Man kann durchaus auch anderer Meinung sein, denn die Wahrnehmung der engen Verstricktheit von Mensch und Werk, Dünger (Mist) und Kunst Wagners drängt sich geradezu auf.

Klaus Umbach ist der Meinung:

Der besondere Fall der extremen Gegensätze, die Einheit in aller Bewusstheit – daran reibt sich das Jahrhundert nach Wagner immer noch wund, und die Deutschen haben alles getan, ihr Leiden an Wagner durch die Realität ihrer Geschichte immer aufs Neue zu legitimieren.¹⁰

Sei's drum. Hinter Wagners Kulissen zu schauen, gelingt uns nicht wirklich. Zu viele Scheinarchitekturen, zu viele potemkinsche Dörfer hat der „Meister“ errichtet. Betrachten wir ihn einfach so, wie er ist bzw. was er isst, trinkt und sonst noch so tut, als Bonvivant mit seinen Widersprüchen.

Auf jeden Fall ist Kunst für Wagner, der sich – nicht zu vergessen – „als politischer Künstler“¹¹ verstand, so etwas wie Hilfe zur Identitätsfindung, und ihre Entsprechung im Leben in Form gesteigerter Sinnlichkeit jedweder Art, man könnte sagen eine Art notwendiger Luxus zur Lebensbewältigung, ja zum Überleben. Auf der Suche nach der Identität war Wagner lebenslang, bis an sein Ende.

Reinhardt Baumgart:

In diesen seinen letzten überlieferten Gesten ist er für mich wieder ganz und gar und also widersprüchlich anwesend: herzlich, sentimental, rebellisch, genießerisch, also unversöhnt, vor allem unversöhnt mit sich selbst, der große Erlösungsdramatiker. Er ist, wie seine Musik, immer nur auf dem Weg zu einer Identität. Die wird zwar dauernd erhofft, angekündigt, dringend versprochen, will sich aber nie erfüllen. Wer diese dramatische Uneindeutigkeit scheut, muss sie meiden, aber wer in ihr nur lauwarm baden will, der sollte sie auch meiden.¹²

Richard Wagner, der geniale Komponist, kam aus kleinen Verhältnissen, um am Ende mit Fürsten, Kaisern und Königen zu verkehren. Sein gesteigertes Bedürfnis nach luxuriösen kulinarischen wie ästhetischen (auch erotischen) Genüssen ist sicher ein Gutteil Kompensation seines Herkommens. Wagner ist geradezu das Paradebeispiel des Künstlers an sich, eines Künstlers im Frühkapitalismus und in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts.

Wagner habe jeden neuen Tag „als den Tag angesehen, an dem die Welt erschaffen worden war“, so frotzelte Erich Kuby, das „linke Gewissen der Nation“¹³.

Nach rückwärts besaß er kein Gedächtnis. Tradition bedeutete ihm nichts, und er besaß auch keine. Er war ein noch nicht emporkommener Emporkömmling. Sein Neid richtete sich lebenslang auf Menschen, die von Haus aus reich waren. Er hatte nie etwas zu verlieren und riskierte deshalb stets alles.

Kuby meint den jungen Wagner, den Wagner vor seiner Begegnung mit König Ludwig II.

Das macht ihn so modern, hebt ihn heraus aus einem bürgerlichen Zeitalter. Seine soziale Sehnsucht war, wie ein Bürger auszusehen und wie ein Fürst zu leben, aber er war weder das eine noch das andere. Mehr als irgendetwas stimulierte ihn eine luxuriöse Umgebung. Ohne sie konnte er nicht arbeiten, jedenfalls nicht mehr nach seiner Dresdner Zeit. Er wechselte Wohnungen wie Anzüge. Er hat nie länger als zwei Jahre zusammenhängend in ein und demselben Haus gewohnt, von Tribschen abgesehen, und innerhalb dieser Zeit hat er viele seiner Wohnungen umgebaut und neu dekoriert. Das Geld für diese Lebensführung stammte von Frauen und Freunden, bis es vom König von Bayern kam.¹⁴

Selbstbewusst – und alles andere als bescheiden – rechtfertigte Wagner im April 1864 gegenüber Eliza Wille seinen Luxusbedarf:

Ich bin anders organisiert, habe reizbare Nerven, Schönheit, Glanz und Licht muss ich haben! Die Welt ist mir schuldig, was ich brauche! Ich kann nicht leben auf einer elenden Organistenstelle, wie Ihr Meister Bach! – Ist es denn eine unerhörte Forderung, wenn ich meine, das bisschen Luxus, das ich leiden mag, komme mir zu? Ich, der ich der Welt und Tausenden Genuss bereite!¹⁵

Das bisschen Luxus? Wagner war grenzenlos gierig nach Geld und Erfolg (der sich in klingender Münze auszahlen sollte), nach privilegierten Immobilien, schließlich einem luxuriös ausgestatteten Heim mit Frau und Kind, nach monatelangen Italienreisen und einem gehobenen Lebensstil. Wagner war andererseits aber auch künstlerisch äußerst kreativ, agil, umtriebig, neugierig und er war eine gesellige Persönlichkeit, die Feste, Wein- und Champagnergelage, Rauch- und Sauforgien, Tanz und Spiel liebte.

Am 3. März 1860 schrieb Wagner an Mathilde Wesendonck in Rom:

Ich kann nur sagen, Feste feiern ist leicht! – Und – ich habe keine Feste nötig. Solche Abende bleiben etwas außer mir: es sind Berausungen, nichts anderes, und sie hinterlassen die Wirkungen jedes Rausches; – doch, wäre ich nur anders gemacht, so ginge es.¹⁶

Er hatte Feste und „Berausungen“ durchaus nötig. Schon früh in seiner Jugend – in Leipzig – wurde er dazu inspiriert. Womöglich in „Kintschys Konditorladen“, einer Leipziger Institution, in der Heinrich Laube gelegentlich zu schreiben pflegte, ein Vorgänger der „Kaffeehausliteraten“¹⁷. Carl Friedrich Glasenapp, Wagners erster Biograph, schrieb über das Kaffeehaus:

hier versammelte sich die schöngeistige und politisierende „jung-europäische“ Welt, um Grog, Kaffee oder Schokolade zu trinken, Eis oder Gebackenes zu genießen oder auch Journale zu lesen; hier verkehrte, außer Laube, der nicht unbegabte, unglückliche Dichter der „Polenlieder“, Ernst Ortlepp, ... von Naumburg her übergesiedelt und „gleich diesem, literarischen und poetischen Studien obliegend; Gustav Schlesier, Wagners Schulgenosse von der Dresdener Kreuzschule her und mit ihm zur Leipziger Nikolaischule übergegangen, ... und mit dem er hier, Schellings transzendentalen Idealismus“ diskutierte; und an manches solche Leipziger Beisammensein einer sorglosen Jugendzeit mochte Wagner in der Folge in der entbehrungsvollen kalten Pariser Fremde denken, wenn er die Worte niederschrieb: „Deutscher zu sein ist herrlich, wenn man zu Haus ist, wo man Gemüt, Jean Paul und bayrisches Bier hat, wo man sich über die Hegel’sche Philosophie oder die Strauß’schen Walzer streiten kann“ usw.¹⁸

War Wagner ein typischer Deutscher? Das Bild, das man nach der Lektüre der Briefe und Tagebuchnotizen von Wagner und der Wagnergattin gewinnt, ist nicht das heute vorherrschende Wagnerbild, wie es in den meisten Biographien vermittelt wird, und schon gar nicht das eines typischen Deutschen. Bereits fünf Jahre nach Wagners Tod schrieb Friedrich Nietzsche aus Nizza an seinen Freund Peter Gast:

Wagner selber, als Mensch, als Tier, als Gott und Künstler geht tausendfach über den Verstand und Unverstand unsrer Deutschen hinaus.¹⁹

Nietzsche ging sogar soweit, zu behaupten: „Wagner ist das Gegengift gegen alles Deutsche par excellence.“²⁰

Um seiner Ideen und Utopien, zuweilen auch seiner Wolkenkuckucksheime willen, riskierte Wagner immer wieder sichere Anstellungen und Posten, legte er sich mit allen und mit jedem an, salbaderte drauflos und schrieb sich die Finger wund, um zu fast allem seinen Senf dazuzugeben und nur ja richtig verstanden zu werden.

Von Peter Cornelius ist folgende – bestätigende – Beschreibung Wagners überliefert:

„Von sich sprechen, lesen, singen muss unser großer Freund, sonst ist ihm nicht wohl. Deswegen begehrt er auch immer nur nach einem intimen Kreis. Weil es mit anderen Leuten nicht so geht. – Von

dem Moment an, wo ich – nachmittags um 2 Uhr – bei ihm esse – ist an kein Loskommen mehr zu denken, das gelingt nur ausnahmsweise, und das ist ein Zustand, der mich umbringt.²¹

Cosima notierte in ihrem Tagebuch am 4. Oktober 1869: Richard glaube

das unauflösliche Missverständnis zwischen ihm und der Welt zuweilen durch Erläuterungen zu lösen, und je mehr er spricht, umso tiefer wird die Kluft.²²

Wagners Sehnsucht nach Redseligkeit, nach Geistigem wie nach Sinnlichem (Schönheit, Sexualität und Luxus) reichte, wie seine Sehnsucht, die Grenzen Deutschlands zu überschreiten und künstlerischer Europäer bzw. europäischer Künstler zu werden, bis in seine frühe Jugend zurück. Wagner war ein neugieriges, sinnenfreudiges Kind (ein Zappelphilipp) des jungen Deutschland, also der Vormärzzeit. Heinrich Laube war Wagners Idol, sein Roman „Das junge Europa“ eine Art Bibel für den jungen Komponisten.

Vormärz das ist die lange Latenzzeit zwischen Wiener Kongress und deutscher Märzrevolution – kongruent mit Wagners erster Lebenshälfte. Vormärz, das sind speziell die letzten Jahre vor dem großen Ereignis, als Idealisten und Individualisten, Hegelianer und Jungdeutsche den Stab an die Vorkämpfer der Revolution abgeben: an Georg Herwegh und Ludwig Feuerbach, an Arnold Ruge und Karl Marx.²³

Bereits mit einundzwanzig Jahren, am 10. Juni 1834, veröffentlichte Wagner in Heinrich Laubes „Zeitung für die elegante Welt“ seinen Aufsatz „Die deutsche Oper“. Schon in diesem frühen Text erhob Wagner die Forderung, der deutsche Künstler müsse endlich europäisch werden und „das wahre, warme Leben packen“, denn so -Wagners Gegenwartsanalyse –

eine deutsche Oper haben wir nicht. ... Wir sind zu geistig und viel zu gelehrt, um warme menschliche Gestalten zu schaffen. ... O, diese unselige Gelehrtheit, – dieser Quell aller deutschen Übel!²⁴

Nur der werde zeitgemäß und erfolgreich sein, „der weder italienisch, französisch – noch aber auch deutsch schreibt.“²⁵ Erstaunliche Worte eines jungen Mannes und angehenden deutschen Musikers.

Damals war ich einundzwanzig Jahre alt, zu Lebensgenuss und freudiger Weltanschauung aufgelegt; „Ardinghello“ und „das junge Europa“ spukten mir durch alle Glieder: Deutschland schien mir nur ein sehr kleiner Theil der Welt. Aus dem abstrakten Mystizismus war ich herausgekommen, und ich lernte die Materie lieben. Schönheit des Stoffes, Witz und Geist waren mir herrliche Dinge: was meine Musik betraf, fand ich beides bei den Italienern und Franzosen.²⁶

So schreibt Wagner in seiner Autobiographischen Skizze. Er entwarf

den Plan zu einer neuen Oper: „Das Liebesverbot“, wozu ich den Stoff aus Shakespeares „Maß für Maß“ entnahm, nur mit dem Unterschied, dass ich ihm den darin vorherrschenden Ernst benahm und ihn so recht im Sinne des jungen Europa modelte: die freie, offene Sinnlichkeit erhielt den Sieg rein durch sich selbst über puritanische Heuchelei.²⁷

Seine früh schon Deutschland und die Deutschen fliehende Vita ist ein Musterbeispiel dafür, wie ein Komponist sich allen Versuchen der bürgerlichen Domestizierung und Sesshaftwerdung in gesicherten materiellen Verhältnissen widersetzt, um „das wahre, warme Leben“ und dessen utopischen Reflex in der Kunst gegen alle Widrigkeiten von Gesellschaft und Politik, Privatleben und öffentlicher Erwartung zu realisieren. Zwar waren Leipzig, Dresden und München Orte, in denen Wagner entscheidende Lebensabschnitte verbrachte, zu schweigen von der barocken Musenresidenz Bayreuth, aber seine „reisende Existenz“ in Europa – zumal im Süden Italiens – spielte eine weit wichtigere Rolle in seinem Leben.

Wagner

reiste kreuz und quer durch Europa, der Aktionsradius seines Lebens – eine in jeder Hinsicht expansive Existenz – reichte im Norden bis London, im Osten bis Moskau, im Süden bis Sizilien und im Westen bis zur Atlantikküste,

wie Michael von Soden²⁸ zu Recht in seinem Wagner-Reiseführer schrieb. Dem Bewegungsdrang seiner Vita entspricht der innere Reichtum seines Werkes.

Er war ein getriebener Weltenbummler, ein heimatloser Nomade, angestachelt von Neugier, Produktionszwang, Politik, Eros, Genussucht und einer geradezu anmaßend messianischen, auf gesellschaftliche Regeneration zielenden Kunstmission. Er war ein vergleichslos mobiler Weltbürger. Schon bevor ihn König Ludwig II. finanziell unter seine Fittiche nahm.

An dieser Stelle eine Abschweifung zu einer der fixen Ideen Wagners, seinem Amerika-Plan. Schon 1854 hatte er von einem amerikanischen Interesse an Wagner-Konzerten erfahren, für die er im Jahr darauf auch Angebote erhielt. Noch einmal erreichten ihn 1859 Vorschläge für eine Amerika-Reise. Seither ließen ihn Amerika-Illusionen nicht mehr los.

An Ferdinand Heine in Dresden hatte Wagner geschrieben:

Amerika kann für mich jetzt und für alle Zeiten nur von Geldinteresse sein: sollten die Verhältnisse hier zu Lande so bleiben, dass mir in ihnen die Luft zum Atmen endlich ganz ausginge, so würde ich allerdings endlich auch mein Auge auf Amerika werfen, nur aber um dort Handwerker – wenn auch mit dem Taktstock in der

Hand – zu werden, was ich allerdings dann dort wenigstens mit besserem Lohne als hier sein würde.²⁹

Auch

am 8. Juli 1879 mit Pr. Schrön spricht er von seinem Gedanken, nach Amerika zu ziehen, dieser bezeichnet sehr richtig, was den Deutschen fehle, als den Instinkt, wobei R. sich Pepino's erinnert, der augenblicklich, wie R. ihm etwas nachsang, ihn auf der Gitarre begleitete,³⁰

so Cosima. Am 1. Februar 1880 habe Wagner im Familienkreis geäußert,

er wolle nach Minnesota ziehen, Haus und Schule gründen und den Amerikanern den „Parsifal“ widmen; in Deutschland halte er es nicht mehr aus.

Am 20. August 1880 entfuhr ihm gar die – wenig zitierte – Behauptung: „Bayreuth war ein Unsinn!“³¹

Aus Neapel teilte Wagner dem befreundeten amerikanischen Zahnarzt Jenkins am 8. Februar mit, dass er es nicht für unmöglich halte, sich doch noch zu entschließen, mit seiner ganzen Familie und seinem letzten Werk für immer nach Amerika auszuwandern. Er verlange dafür eine Million Dollar, deren eine Hälfte für die Niederlassung in einem klimatisch vorteilhaft gelegenen Staate der Union, deren andere Hälfte als Kapitalvermögen in einer Staatsbank zu 5 Prozent anlegbar zu verwenden sein würde. Hiermit hätte ihn Amerika Europa für alle Zeiten abgekauft. Allerdings müsse man noch die Festspiele zustande bringen und finanzieren. Als Dr. Jenkins am 1. April auf der Reise von Dresden nach Konstantinopel in Neapel Station machte, fand er Wagner so voller Illusionen hinsichtlich der Bedingungen in Amerika, dass die Argumente gegen diesen Plan keine Kraft hatten. Jenkins bemühte sich nach Kräften und mit Hilfe von Freunden, Wagner das Amerika-Projekt auszureden. Es war nicht leicht, denn Wagner hatte sich in die Amerika-Idee verbissen. Nur sein Alter und seine Familie brachten ihn schließlich davon ab.

An Hofrat v. Döfflipp schrieb Wagner am 26. Juni 1871 aus Anlass einer königlichen Weinsendung:

Sie müssen mir dann aber auch den Namen von dem kostbaren Weine sagen, den ich der Güte meines huldvollen Wohltäters verdanke. Sie schrieben: – „Rheinwein“? Doch wohl ein Irrtum! Sie wissen, wie wir durch die Weinkarte der drei Mohren (Hotel in Augsburg, DDS) auf jene famosen „Würzburger“ Weine, das Eigentum unseres geliebten Königs, gerieten? Kurz und gut! Diesen vermuteten „Würzburger“ sollten Sie mit mir anstechen, und auf das Wohl unseres erhabenen Herren trinken! Lockt Sie das nicht?³²

Wagner hatte nicht nur eine Vorliebe für Wein, Weib und Gesang, für exklusive Textilien, pittoreske Naturschönheiten und spektakuläre Immobilien. Er wohnte -selbst in Zeiten magerer Einkünfte – zumeist in Nobelherbergen und führenden Hotels (wie dem Danieli in Venedig, dem Baur au Lac in Zürich, dem Schweizerhof in Luzern oder dem delle Palme in Palermo, dem Weißen Schwanen in Frankfurt am Main, dem Hotel Ambassador in Wien, dem Bayrischen Hof in München oder dem Hotel Goldener Anker in Bayreuth, wo er mit Vorliebe die Hummerplatte mit Feigen gegessen haben soll) und hatte eine Schwäche für teure Cafés und ihre Speisekarten. Das Café Lavena in Venedig und das Café Greco in Rom, das Café Sacher in Wien oder das Café Napoleon in Bordeaux waren gerade gut genug für ihn. Zu schweigen von den Restaurants.³³ Wie er das finanzierte, ist ein Kapitel für sich, davon wird noch zu reden sein.

Auf jeden Fall war Kunst für Wagner so etwas wie Hilfe zur Identitätsfindung. Ihre Voraussetzung im Leben war gesteigerte Sinnlichkeit (jedweder Art) als notwendiger Luxus zur Über-Lebens-Bewältigung.

Dass die Kunst ein Luxus ist, der aus Verzweiflung über die Welt und zur Bewältigung der Welt entstanden ist, demonstriert beispielhaft Wagners „Ring“, der „das wahre Bild von der Verfassung der Welt“³⁴ zeige, „ein Kunstwerk aus dem Angstschrei“³⁵, wie (einer der profundesten Wagnerkenner) Martin Geck zurecht meint. Aber immerhin ist Wagner, so Geck, „ehrlich genug, nicht die Machbarkeit der Welt vorzuspiegeln, sondern die Hoffnungslosigkeit ihres Zustands zu demonstrieren“³⁶. Eine der Kernaussagen des „Rings“ laute denn auch, und ich stimme zu: „Überall mehr Schein als Sein“,³⁷ so Hanjo Kesting: „Man kann ihn geradezu als Kampfansage an die moderne Geldzivilisation verstehen.“³⁸

Martin Geck gibt zu bedenken:

Von Claude Lévi-Strauss her gesehen könnte eine weitere Botschaft lauten: Die Welt lässt sich nicht geschichtsphilosophisch deuten – weder emphatisch á la Hegel noch kritisch á la Nietzsche oder Adorno; sie ist vielmehr ein Flecken Natur, auf dem der Mensch herumturnt, um an bleibenden Widersprüchen herumzubasteln und danach wieder zu verschwinden. Sieht man den Ring mit diesen Augen, so eröffnen sich plötzlich reiche und vielfältige Landschaften, die man bisher nur als Kulissen wahrgenommen hatte!³⁹

Wagner selbst betrachtete die Welt als Kulisse, die Erde als ein Jammertal, mit dem er wenig zu schaffen habe. Für Ihn zählte nur seine Kunst. So jedenfalls stilisierte er sich immer wieder.

An Otto Wesendonck schrieb Wagner am 27. Oktober 1859:

Denn das sehe ich: ganz bin ich nur, was ich bin, wenn ich schaffe. Die eigentliche Aufführung meiner Werke gehört einer geläuterten Zeit an, einer Zeit, wie ich sie erst durch meine Leiden vorbereiten muss – Meine verwandtesten Kunstfreunde haben eben nur Stau-

nen für meine neuen Arbeiten: zur Hoffnung fühlt sich jeder, der unserem öffentlichen Kunstleben gegenübersteht, zu schwach. Ich begegne da nur Mitleid und Wehmut. – Und sie haben ja so recht. Nichts lehrt mich mehr, wie furchtbar ich alles um mich her übersprungen habe ... Lasst mich nun still vollends ausarbeiten: oh, hätte ich nichts, nichts sonst auf dieser Erde mehr zu schaffen! Ruhe! Ruhe!⁴⁰

Am 27. Oktober 1859 schrieb Wagner aus Paris an Wesendonck:

Lasst mich noch die Werke schaffen, die ich dort empfang, im ruhigen, herrlichen Schweizerlande, dort, mit dem Blick auf die erhabenen, goldbekränzten Berge: es sind Wunderwerke, und nirgends hätte ich sie empfangen können. Lasst mich sie vollenden: dann bin ich fertig und erlöst!⁴¹

Freilich, gewisse Rahmenbedingungen brauchte Wagner schon, um seine „Wunderwerke“ zu schaffen, Natürliche Gottesgaben reichten nicht. Da musste schon nachgeholfen werden:

Sein Arbeitsraum ist mit raffiniertester Pracht ausgestattet. Betäubende Wohlgerüche, Licht- und Farbeneffekte, der oszillierende Glanz schwerster Seidenstoffe, weiche Pelze und dicker Atlas, deren Befühlen ihn heftig erregten, dienen seiner gestaltenden Phantasie als berausende Reizmittel. Aus ihnen sog er jenes Narkotikum ein, das dann in seine Musik übergeströmt ist.⁴²

Bei Thomas Mann liest man, und er wusste aus eigener Erfahrung, was er schrieb:

Der nicht nur altbürgerliche, sondern modern bourgeoise Einschlag in seiner menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit ist unverkennbar – der Geschmack am Üppigen, am Luxus, am Reichtum, Samt und Seide und Gründerzeitpracht: ein Zug des Privatlebens zunächst, der aber tief ins Geistige und Künstlerische reicht. Am Ende sind Wagners Kunst und das Makartbukett (mit Pfauenfedern), dass die gesteppten und vergoldeten Salons der Bourgeoisie schmückte, ein und derselben zeitlichen und ästhetischen Herkunft, und es ist bekannt, dass er beabsichtigte, sich von Makart Kulissen malen zu lassen. An Frau Ritter schreibt er: „Ich habe seit einiger Zeit wieder einen Narren am Luxus (wer sich denken kann, was er mir ersetzen soll, wird mich allerdings für sehr genügsam halten): des Vormittags setze ich mich in diesen Luxus hin und arbeite: – das ist nun das notwenigste, und ein Vormittag ohne Arbeit ist ein Tag in der Hölle“ ... Man weiß nicht, was bürgerlicher anmutet, die Luxusliebe oder dass ein Vormittag ohne Arbeit so ganz unerträglich scheint. Aber wir nähern uns hier dem Punkt, wo das Bourgeoise ins unheimlich Künstlerische, Tolle und Anrühliche zurückschlägt, ein Gepräge rührender und ehrwürdig interessanter Krankhaftigkeit annimmt, worauf das Wort „bürgerlich“ schon

wieder durchaus nicht mehr passen will, – dem wunderlichen Gebiete der Stimulation, das Wagner in einem Brief an Liszt mit recht zurückhaltenden Worten umschreibt: „Doch eigentlich nur mit wahrer Verzweiflung nehme ich immer wieder die Kunst auf: geschieht dies und muss ich wieder der Wirklichkeit entsagen, – muss ich mich wieder in die Wellen der künstlerischen Phantasie stürzen, um mich in einer eingebildeten Welt zu befriedigen, so muss wenigstens meiner Phantasie auch geholfen, meine Einbildungskraft muss unterstützt werden. Ich kann dann nicht wie ein Hund leben, ich kann mich nicht auf Stroh betten und mich in Fusel erquicken: ich muss irgendwie mich geschmeichelt fühlen, wenn meinem Geist das blutig schwere Werk der Bildung einer unvorhandenen Welt gelingen soll“ ... Der „Narr“, den er „am Luxus hat“, das schmeichlerische Mittel, das seiner Einbildungskraft zu Hilfe kommen muss, ist bekannt. Es sind die eiderdaunengefütterten seidenen Schlafröcke, in die er sich hüllt, die mit Blenden und Rosengirlanden gezierten Atlasbettdecken, unter denen er schläft, diese tastbaren Andeutungen verschwenderischer Üppigkeit, für die er Schulden zu Tausenden macht. Die bunten Atlasgewänder sind der Luxus, in dem er sich vormittags zur Arbeit, zum blutig schweren Werke setzt. Mit ihnen ausgestattet, gewinnt er die „künstlerisch-wollüstige Stimmung“, um nordische Heroik, hehre Natursymbolik heraufzuführen, den sonnenblonden Heldenknaben am sprühenden Amboss sein Siegschwert schmieden zu lassen, – Bilder, die die Brust deutscher Jugend von Hochgefühlen männlicher Herrlichkeit schwellen lassen. Der Gegensatz beweist nicht das mindeste. Niemand empfindet Schillers faule Äpfel im Pult, von deren Geruch Goethe beinahe ohnmächtig geworden wäre, als Argument gegen die echte Erhabenheit seines Werks. Wagners Arbeitsbedingungen waren zufällig kostspieliger, und übrigens könnte man sich kostümliche Nachbildungen denken, mönchische, soldatische etwa, die dem strengen Kunstdienste besser entsprächen als Atlasschlaf Röcke. Aber hier wie dort handelt es sich um ein Stück harmlos-unheimlicher Künstlerpathologie, von der nur Spießbürger sich verwirren lassen.⁴³

Besser kann man es nicht sagen.

Anmerkungen

- ¹ Marcel Prawy: Richard Wagner. Leben und Werk. München 1982, S. 16.
- ² Cosima Tagebuchnotiz vom 29.3.1878.
- ³ Gregor-Dellin, S. 813f.
- ⁴ Umbach, S. 17.
- ⁵ Paul Bekker: Wagner. Das Leben im Werke. Berlin und Leipzig 1924, S. X.
- ⁶ Klaus Umbach: Richard Wagner. Ein deutsches Missverständnis. Reinbek 1982, S. 16.

- 7 Zitiert nach Umbach, S. 18.
- 8 Zitiert nach Umbach, S. 18.
- 9 Nietzsche-W Bd. 2, S. 842.
- 10 Klaus Umbach, S. 17f.
- 11 Martin Geck, Rowohlt, S. 19.
- 12 Baumgart, S. 72.
- 13 So ein Artikel zu seinem Tod am 13. September 2005 in DIE WELT.
- 14 Erich Kuby, S. 68.
- 15 Eliza Wille: Erinnerungen an Richard Wagner, Zürich 1982, S. 64.
- 16 Wagner-SB Bd. 12, S. 83.
- 17 Hansen, S. 49.
- 18 Glasenapp-WagnerBio Bd. 1, S. 173.
- 19 Nietzsche: Werke Bd. 3, S. 1280.
- 20 Nietzsche: Werke Bd. 2, S. 1091.
- 21 Peter Cornelius: Ausgewählte Briefe Bd. II, Leipzig 1905, S. 25f.
- 22 Cosima-Tagebücher 1, S. 12–13.
- 23 Geck, S. 47.
- 24 Wagner, Richard: SSD Bd. 12, S. 1.
- 25 Wagner, Richard: SSD Bd. 12, S. 1.
- 26 Wagner-SSD Bd. 1, S. 10.
- 27 Wagner-SSD Bd. 1, S. 10.
- 28 Michael von Soden: Richard Wagner. Ein Reiseführer. Dortmund 1991.
- 29 Wagner-SB Bd. 3, S. 153.
- 30 Ebd.
- 31 CT, Bd. 2, S. 518. Den Arzt Prof. Dr. Schrön, (1837–1917), seit 1865 Direktor des patholog. Instituts an der medizin. Fakultät der Universität Neapel hatte Wagner durch Nietzsche in Neapel kennengelernt und zum Freunde gewonnen – Pepino war der Geliebte Paul von Joukowskys, ein begnadeter Sänger neapolitanischer Volkslieder, den Wagner sehr schätzte.
- 32 BW-Ludwig II. Bd. 5, S. 111–112.
- 33 Eindrucksvoll ist die Darstellung aller (auch kulinarischen) Adressen, die Wagner je besuchte in: Markus Kiesel, Joachim Mildner, Dietmar Schuth: Wanderer heißt mich die Welt. Auf Richard Wagners Spuren durch Europa. Regensburg 2019.
- 34 Geck, Rowohlt S. 65.
- 35 Geck, Rowohlt S. 67.
- 36 Geck, Rowohlt S. 160.
- 37 Geck, Rowohlt S. 158.
- 38 Kesting, S. 9.
- 39 Martin Geck, Rowohlt, S. 145f.
- 40 Wagner-SB Bd. 11, S. 327.
- 41 Wagner-SB Bd. 11, S. 328.
- 42 Richard Wagner. Eine Biographie von Julius Kapp. 5.–8. Auflage, Berlin 1910, S. 219.
- 43 Thomas Mann S. 108, Leiden und Größe Richard Wagners, S. 108, in: Thomas Mann. Wagner und unsere Zeit. Aufsätze Briefe. Betrachtungen. Hrsg. vom Erika Mann. Frankfurt am Main 1983.

An der „Bier-Sinnlichkeit“ gehen „die Deutschen zu Grunde“

Wagner beklagte zwar am 31.12.1880 „die ‚dumme Bier-Sinnlichkeit, an welcher die Deutschen zu Grunde gingen‘.“¹ Aber er selbst sprach dem Bier eifrig zu. Fast allabendlich pflegte er in Bayreuth seinen Ritus, den Cosima am 16. Dez. 1872 notierte: „R. geht wieder zu ‚Angermann‘ sein Bier trinken.“²

Es war nicht nur Erholung,

welche er hier im Kreise seiner Künstler suchte. Es lag ihm daran, mit ihnen in persönlicher Beziehung zu bleiben. Sie sollten ihn und seine künstlerischen Zwecke kennen und verstehen. Die Abende in Wahnfried, welche einen mehr gesellschaftlichen Charakter annahmen, konnten dem ungenierten gegenseitigen Aussprechen nicht so sehr dienen, als dieser ungezwungene heitere Verkehr bei Angermann. Das damals sehr einfache Haus kam durch Wagner zu einer Weltberühmtheit.³

Carl Friedrich Glasenapp berichtet davon: dass der Meister täglich in die kleine Bierwirtschaft von „Angermann“ käme, um dort frisch vom Fass das ihm ärztlich verordnete Bier, „Weihen-Stephan“, zu trinken.⁴ Ob dies stimmt, sei dahingestellt.

Jedenfalls hielt Wagner Alkohol in Form von Bier für gesund und für unerlässlich als Stimulanz seiner geistigen Aktivität und seiner Kunstproduktion. An Alkoholika schätzte Richard Wagner das Bier zwar sehr, allerdings nicht ganz so ausschließlich und leidenschaftlich wie Jean Paul.

Abends, so berichtet Cosima in ihren Tagebüchern immer wieder, geht Richard gelegentlich auf „ein Glas Bier bei Angermann zu trinken, es schmeckt ihm aber nicht gut.“⁵ Wein bekam ihm besser! Gleichwohl ließ er vom Biergenuss nicht ab. Angermann war seine Bayreuther Lieblingskneipe, eine Künstlerkneipe, zu der sich später auch die „Eule“ entwickelt habe, wie berichtet wird. Die Berichte sind allerdings widersprüchlich. Man weiß nicht, ob Wagner je in der „Eule“ war. Darüber gibt es keinerlei Nachweise und Dokumente.

Die Fülle an Eintragungen über Wagners Biergenuss in Cosimas Tagebüchern ist so erdrückend, wie vielfältig die Anlässe sind:

„Abends spricht mir R. von der Odyssee und von der Ilias, raucht dazu und trinkt Bier.“⁶ Am 1. August 1869 heißt es: „Wir gehen spazieren; schöner Sonntag-Abend, Bauern beim Kegelspiel. Bier und Käse unter einer Laube.“⁷ Am 2. März 1872 notierte Cosima: „Sonntag 2ten R. hatte eine gute Nacht, die er einem späten Glas Bier, wie er meint, ver-